

ALYSON NOËL

RILEY

ALYSON NOËL

RILEY

DAS MÄDCHEN
IM LICHT

BAND 1

ROMAN

INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN
VON ULRIKE LASZLO

PAGE  TURNER

Die Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel »Radianc«
bei St. Martin's Griffin, New York.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Alyson Noël, LLC
All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011
by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Kerstin von Dobschütz
Gesetzt aus der Janson-Antiqua

eISBN 978-3-641-05552-3

www.pageundturner-verlag.de

Für Jean Feiwel,
die dies möglich gemacht hat –

danke, danke, danke!

»I may be dead, but I'm still pretty.«

Buffy the Vampire Slayer

»Ich mag zwar tot sein, aber ich bin immer noch hübsch.«

Buffy – Im Bann der Dämonen



EINS

Die meisten Menschen halten den Tod für das Ende.
Das Ende des Lebens – der guten Zeiten –, das
Ende von, na ja, eigentlich fast allem.

Aber diese Leute liegen falsch.

Total falsch.

Und ich muss es wissen. Ich bin vor fast einem Jahr
gestorben.



ZWEI

Das Merkwürdigste am Sterben ist, dass sich nichts wirklich ändert.

Ich meine, man würde doch eine riesige Veränderung erwarten, oder? Denn Sterben – na ja, machen wir uns nichts vor, das ist eine ziemlich dramatische Angelegenheit. Lieder werden darüber geschrieben, Bücher und Drehbücher. Himmel, sogar in den Zeichentrickfilmen am Samstagmorgen ist es ein Hauptthema. Aber die Sache ist die, dass es überhaupt nicht so ist, wie es im Fernsehen gezeigt wird.

Ganz und gar nicht.

Nehmt mich zum Beispiel. Ich bin der lebende – äh, wohl eher tote – Beweis dafür, dass es danach nicht sehr viel anders ist. Zumindest nicht am Anfang. Und auch nicht auf eine schlimme Art und Weise, wie ihr vielleicht glaubt.

Die Wahrheit ist, dass ich mich von dem Augenblick an, in dem ich starb, viel lebendiger fühlte als je zuvor. Ich konnte höher springen, schneller laufen und sogar durch Wände gehen, wenn ich wollte. Und das war es eigentlich, was es mir verraten hat.

Das Gehen durch Wände.

Da mir so etwas vorher nicht möglich gewesen war, wusste ich, dass irgendetwas passiert war.

Etwas Schwerwiegendes.

Aber bis zu diesem Zeitpunkt kam mir alles vor wie ein wirklich cooler Abstecher. So wie mein Dad gerade beschlossen hatte, plötzlich die Richtung zu ändern, was keiner von uns erwartet hatte.

Gerade fuhr er noch einen kurvenreichen Highway entlang, während ich zu den Songs auf meinem iPod sang. Mein Hund Buttercup hatte seinen Kopf auf meinen Schoß gelegt, und ich gab mein Bestes, um die Stimme meiner rechthaberischen, älteren Schwester Ever auszublenden, die eigentlich nur am Leben war, um mich zu quälen.

Und bevor ich mich's versah, waren wir an einem ganz anderen Ort.

Nicht mehr auf dem Highway, nicht mehr in Oregon. Irgendwie waren wir mitten in diesem wunderschönen, schimmernden Feld mit zitternden Bäumen und pulsierenden Blumen gelandet. Und als meine Eltern in die eine Richtung gingen, und sich meine Schwester auf den Weg in die andere machte, blieb ich einfach nur stehen und drehte den Kopf wie verrückt hin und her, weil ich nicht wusste, wem ich folgen sollte.

Ein Teil von mir forderte: »Überquere die Brücke mit Mom und Dad und Buttercup – sie wissen, was am besten ist!«

Aber der andere Teil sagte eindringlich: »Benimm dich doch nicht wie ein Musterkind – wenn Ever etwas

Tolles entdeckt und du es verpasst, wirst du es für immer bereuen!«

Und als ich schließlich beschlossen hatte, meiner Schwester zu folgen, hatte ich mir so viel Zeit gelassen, dass sie schon weg war.

Einfach verschwunden.

Direkt in dem schimmernden Nebel.

Geradewegs zurück auf die Erdebene.

Und so kam es, dass ich stecken geblieben bin. Zwischen den Welten.

Bis ich meinen Weg in das Hier gefunden habe.

So nennen sie es – »das Hier«.

Und wenn man blöd genug ist, um zu fragen, wie spät es ist, bekommt man zur Antwort: »Jetzt.«

Wahrscheinlich deshalb, weil es hier keine Zeit gibt. Im Hier geschieht alles in dem Moment, in dem es geschieht – und das ist immer *jetzt*.

Ich schätze, ich könnte also sagen, ich lebe im Hier und Jetzt.

Erstaunlicherweise unterscheidet sich das nicht sehr von meinem früheren Leben in Eugene, Oregon.

Außer, dass es keine Zeit gibt. Und natürlich, dass ich jetzt durch Wände gehen kann und so.

Und außer der Tatsache, dass ich alles manifestieren kann, was ich will – Sachen wie Häuser und Autos und Kleidung, sogar Tiere und Strände, nur indem ich sie mir vorstelle –, ist eigentlich alles fast genauso wie vorher.

Meine Eltern sind im Hier. Meine Großeltern auch.

Sogar mein süßer, gelber Labrador Buttercup hat es geschafft. Und obwohl wir an jedem Ort leben könnten, den es in unserer Vorstellung gibt, in jedem Haus unserer Wünsche, ist mein neues Zuhause eine ziemlich genaue Kopie meiner alten Umgebung in Oregon.

Alles identisch, bis hin zu den Kleidern, die in meinem Schrank hängen, den Socken, die in meine Schubladen gestopft sind, und den Postern, die an den Wänden kleben. Es gibt jedoch einen Unterschied, und das ist das Einzige, was mich nervt. Alle anderen Häuser um uns herum sind leer. Das liegt hauptsächlich daran, dass alle meine alten Nachbarn und Freunde noch am Leben und wohlauf sind und sich auf der Erdebene befinden (na ja, zumindest vorerst!). Aber davon abgesehen ist alles so, wie ich es in Erinnerung habe.

Genau so, wie ich es mir gewünscht habe.

Ich wünschte nur, ich hätte einige Freunde, mit denen ich das genießen könnte.



DREI

Als ich an diesem Morgen aufwachte – oh, das ist noch so eine Sache –, ihr habt wahrscheinlich gedacht, ich müsse nicht schlafen, richtig? Tja, das habe ich zuerst auch geglaubt. Aber wie mir meine Eltern erklärten, sind wir in gewisser Weise lebendiger als je zuvor und bestehen aus Energie in Reinform. Und nach einem langen Tag des Schaffens und Manifestierens und nach allem, was die Leute im Hier gerne tun, brauchen wir eine kleine Auszeit, um wieder Energie zu tanken, ein kleines Schläfchen, um uns auszuruhen, uns zu erholen und uns zu regenerieren – und auch das unterscheidet sich nicht vom Leben auf der Erdebene.

Wie auch immer, als ich heute Morgen aufgewacht bin, hat Buttercup mit dem Schwanz gewedelt und mir das Gesicht abgeleckt. Obwohl das eine nette Art ist, geweckt zu werden, habe ich ihn weggeschubst, mir die Decke über den Kopf gezogen, mich herumgerollt und ihm den Rücken zugekehrt. Ich kniff die Augenlider so fest zusammen, wie ich nur konnte, und versuchte, wieder in meinen Traum zurückzufinden, während Buttercup unablässig winselte und mich mit seinen Pfoten anstupste.

Und gerade, als ich ihn zum wiederholten Male weg-schubsen wollte, begriff ich es.

Buttercup war meinerwegen so aufgeregt.

Alle waren meinerwegen aufgeregt.

Von dem Augenblick an, in dem ich ins Hier gelangt war, hatte ich meine Zeit hauptsächlich damit verbracht, mich an mein neues Leben zu gewöhnen und mich wieder mit meiner Familie vertraut zu machen. Und in erster Linie hatte ich mich darum bemüht, zu lernen, wie man an diesem Ort alles regelte. Jetzt, da ich mich eingewöhnt hatte, war es Zeit für meinen ersten Tag in der Schule (ja, wir müssen im Hier zur Schule gehen – wir hängen nicht nur den ganzen Tag auf einer Wolke herum und spielen Harfe), und da sich jeder meinerwegen in freudiger Aufregung befand, blieb mir nichts anderes übrig, als mich ebenfalls so zu verhalten.

Also musste ich freudig aufgeregt aus dem Bett springen, mich zurechtmachen und ein paar coole Klamotten manifestieren, damit ich zu einem Ort aufbrechen konnte, wo ich, so wie zumindest meine Eltern es sahen, *»neue Freunde treffen würde, einige neue Dinge lernen würde und im Handumdrehen genau da würde weitermachen können, wo ich zu Hause aufgehört hatte.«*

Und egal, wie groß meine Zweifel daran waren und wie sehr ich alles darauf wetten würde, dass sich das nicht mal im Entferntesten bewahrheiten würde, lächelte ich einfach und machte das Spielchen mit. Ich wollte sie glauben lassen, dass ich mich genauso auf diesen Moment freute, wie sie es taten.

Ich wollte sie nicht wissen lassen, wie sehr ich mein altes Leben in meinem früheren Zuhause vermisste. Ich vermisste es so sehr, dass ich einen ständigen Schmerz in der Magengegend verspürte. Und ich war verdammt sicher, dass diese Schule niemals mit der konkurrieren konnte, die ich zurückgelassen hatte – auch wenn sie mir noch so oft erzählten, wie cool es dort sei.

Nachdem ich mir mit Mom and Dad ein kleines Frühstück gegönnt hatte (und, nein, wir müssen eigentlich nichts mehr essen, aber würdet ihr auf den Geschmack von leckerem Müsli mit Marshmallows verzichten, wenn ihr nicht müsset?), machte ich mich auf den Weg. Zuerst hatte ich mir eine typische Schuluniform angezogen, weil ich schon immer in eine Privatschule hatte gehen wollen, wo man so etwas anziehen musste: weiße Bluse, kariertes Rock, blauer Blazer, weiße Socken und coole Schuhe. Doch auf halbem Weg änderte ich meine Meinung und tauschte die Schuluniform gegen Röhrenjeans, Ballerinas und eine weiche, flauschige blaue Strickjacke, unter der ich ein weißes Top mit dem Schriftzug meiner Lieblingsband trug.

Ehrlich, etwas zu manifestieren ist tatsächlich so einfach – oder zumindest ist es das im Hier. Du denkst einfach an etwas, was du haben willst, egal, worum es sich handelt, stellst es dir ganz genau vor – *et voilà* – schon gehört es dir!

Jedenfalls wechselte ich auf dem Weg zur Schule immer zwischen den beiden Outfits hin und her, und her und hin. Mal war ich wie eine Internatsschülerin ange-

zogen, mal wie eine sehr modebewusste Zwölfjährige. Ich beschloss, bei dem Ensemble zu bleiben, das ich gerade tragen würde, wenn ich den Campus erreichte. Und ich wusste, dass ich es immer noch im Handumdrehen ändern konnte, sollte es die falsche Wahl sein.

Aber dann, irgendwo, an irgendeiner Stelle des Wegs, sah ich *ihn*.

Den Aussichtsraum.

Den Ort, vor dem meine Eltern mich gewarnt hatten.

Sie hatten mir eingeschärft, dass er mir nicht guttun würde. Dass ich mich nur wieder hineinsteigern würde, obwohl ich doch jetzt meine Energie darauf konzentrieren sollte, weiterzugehen, mich einzufinden und die Tatsache zu akzeptieren, dass ich nun ganz offiziell im Hier und Jetzt lebte. Sie hatten betont, dass es höchste Zeit für mich sei, meinem alten Leben den Rücken zuzukehren und mich darauf zu konzentrieren, das Leben im Jenseits anzunehmen.

»Du hast lange genug auf der Erdebene herumgetrödel«, sagte mein Dad und musterte mich mitfühlend, wenn auch besorgt.

Meine Mom beobachtete mich mit zusammengekniffenen Augen und vor der Brust verschränkten Armen und ließ sich nicht eine Sekunde lang täuschen, als ich vorgab, daran kaum interessiert zu sein. »Deine Schwester muss ihre eigenen Lektionen lernen und ihr Schicksal tragen, und du darfst dich da nicht einmischen«, erklärte sie, nicht bereit, nachzugeben oder zumindest zu versuchen, meinen Standpunkt zu verstehen.

Natürlich meinten sie es nur gut, aber sie kannten meine Schwester nicht annähernd so gut wie ich. Sie wussten nicht, dass sie mich auf eine Art brauchte, die meine Eltern nicht einmal ansatzweise verstehen konnten. Wenn es außerdem wahr war, dass es hier keine Zeit gab, dann konnte ich auch nicht zu spät zur Schule kommen, richtig? Was konnte mir also im schlimmsten Fall passieren?

Mein Entschluss war gefasst. Ich machte einen kleinen Umweg, schlüpfte hinein, zog rasch ein Ticket aus dem Automaten an der Wand und stellte mich dann an das Ende der langen Schlange. Um mich herum unterhielten sich etliche Grauhaarige unablässig über ihre Enkel und konnten es kaum mehr erwarten, einen Blick auf sie zu werfen. Endlich leuchtete meine Nummer auf dem Bildschirm über meinem Kopf auf, und ich marschierte schnurstracks in die frei gewordene Kabine. Nachdem ich den Vorhang hinter mir zugezogen und mich auf dem harten Metallhocker niedergelassen hatte, tippte ich den gewünschten Ort ein und starrte gebannt auf den Bildschirm, bis ich sie entdeckte.

Ever. Meine Schwester.

Ein blonder Teenager mit blauen Augen, der mir sehr ähnlich sieht – bis auf die Nase. Meine Schwester hatte das Glück gehabt, die perfekt geformte, gerade Nase unserer Mom zu erben, während ich die, äh, etwas knubbelige meines Dads hatte.

»Eine Charakternase«, pflegte mein Dad zu sagen.
»Es gibt keine zweite wie sie, nirgendwo – nur in dei-

nem Gesicht!« Dabei zwickte er mich immer leicht in den Nasenflügel und brachte mich damit zum Lachen.

Aber obwohl ich eine, wie es mir vorkam, sehr lange Zeit auf den Bildschirm starrte, konnte ich nicht behaupten, viel zu sehen. Zumindest nichts Wichtiges. Nichts, was meinen Herzschlag stocken ließ (und, nein, mein Herz schlägt nicht mehr, das ist nur eine Redewendung). Im Grunde genommen sah ich nur ein Mädchen, das versuchte, ihre Tagesroutine beizubehalten, und sich verzweifelt bemühte, ihre Umgebung davon zu überzeugen, dass sie ein vollkommen normales Leben führte. Das entsprach jedoch alles andere als der Wahrheit, wie ich mit Sicherheit wusste.

Trotzdem konnte ich nicht aufhören, sie zu beobachten. Und ich konnte nichts gegen das altbekannte Gefühl tun, das mich wieder übermannte.

Ein Gefühl, bei dem mein Herz so stark anschwellte, dass ich sicher war, es würde gleich platzen und ein großes Loch direkt in meinen Brustkorb schlagen.

Ein Gefühl, bei dem sich meine Kehle zuschnürte und heiß wurde, meine Augen zu brennen begannen und mich ein Sehnen erfüllte, ein überwältigendes, so starkes Verlangen, dass ich bereit war, alles zu tun, um zurückkehren zu können.

Zurück auf die Erdebene.

Zurück dorthin, wo ich wirklich hingehörte.

So sehr ich mich auch bemühte, ein tapferes Gesicht aufzusetzen und alle davon zu überzeugen, dass ich mich gut eingewöhnte und allmählich Gefallen an meinem

neuen Leben im Hier fand, war das nicht wahr – und das war Tatsache.

Ich konnte mich nicht an das Leben im Hier gewöhnen.

Ich fand keinen Gefallen daran.

Überhaupt nicht.

Tatsächlich hätte ich alles getan, um zu dieser Brücke zurückzukehren, wenn ich die Gelegenheit dazu gehabt hätte. Und dann hätte ich sie im Laufschrift überquert, ohne auch nur einen einzigen Blick zurückzuwerfen.

Ich hätte alles getan, um nach Hause zurückzukehren, in mein *wirkliches* Heim, und dort wieder mit meiner Schwester zusammenzuleben.

Und ich musste nicht lange auf den Bildschirm vor mir schauen, um zu erkennen, dass Ever so ziemlich das Gleiche empfand. Sie vermisste mich nicht nur, sondern es war ganz klar, dass sie mich ebenso brauchte wie ich sie.

Und das zeigte mir deutlich, dass ich das Richtige getan hatte.

Das reichte mir vollkommen, um mich kein bisschen schlecht zu fühlen, weil ich gegen die Wünsche meiner Eltern gehandelt und mich in den Aussichtsraum geschlichen hatte.

Und ehrlich gesagt, war ich der Meinung, dass ich ein Recht darauf hatte.

Manchmal muss man einfach eigenmächtig handeln.

Manchmal muss man tun, was man tief in seinem Inneren für richtig hält.



VIER

Nachdem ich eine Weile, die mir sehr lang erschien, Ever beobachtet hatte, verließ ich die Kabine und ließ einen Mann mittleren Alters mit einem dieser nach oben gezwirbelten Schnurrbärte hinein, die man viel öfter in Cartoons als im wahren Leben sieht. Ich verließ den Aussichtsraum und ging mit einem karierten Rock, einer weißen Bluse und einem blauen Blazer zur Schule. Ich hatte mich dafür entschieden, in der Hoffnung, mir damit eine vernichtende, peinliche Katastrophe in Sachen Mode zu ersparen.

Erleichtert stellte ich fest, dass ich nicht die Einzige war, die eine Schuluniform trug – viele der anderen Kinder waren ebenso gekleidet. Manche trugen aber auch Saris und Kimonos und alle möglichen coolen Klamotten von überall auf der ganzen Welt. So gut wie jede Nationalität war vertreten. Und dann wurde mir schlagartig alles klar – die ganze Tragweite der tatsächlichen Geschehnisse im Hier.

Ich war endlich die Austauschschülerin, die ich immer hatte sein wollen.

Als das leise Klingeln von Windspielen erklang, strömten alle in dieselbe Richtung, und da ich keine Ah-

nung hatte, was ich tun sollte oder was von mir erwartet wurde, folgte ich den anderen.

Ich reihte mich in die Menge der Schüler ein, und wir gingen einen wunderschön gestalteten Pfad entlang, vorbei an allen möglichen exotischen Blumen, Pflanzen und Bäumen, dann über eine schmale Brücke, die über den größten und fantastischsten Koiteich führte, den ich jemals gesehen hatte, und dann in ein Bauwerk, das aussah wie der Parthenon in Griechenland, den ich von Bildern kannte. Allerdings war dieses Gebäude ganz und gar nicht alt, und es fehlten keine Säulen oder so etwas. Diese besondere Version davon war aus Marmor und glänzte so strahlend weiß und makellos, dass man den Eindruck hatte, es sei erst an diesem Tag erbaut worden.

Wir gingen die Stufen hinauf und setzten uns auf eine lange Marmorbank. Ich quetschte mich neben ein Mädchen in einer königsblauen und knallgelben Cheerleaderuniform. Ein Junge in einer langen beigefarbenen Baumwolltunika, einer dazu passenden Hose und alten Ledersandalen zwängte sich auf der anderen Seite neben mich. Ich wollte mich gerade ihm zuwenden und eine Unterhaltung mit ihm beginnen, neugierig darauf, zu erfahren, woher er kam und seit wann er tot war. Doch dann kam dieser alte Kerl in den Raum geschwebt. Sein langes goldfarbenes Haar glitzerte (ja, es *funkelte* tatsächlich – ich denke mir das nicht aus), und er trug eine schimmernde Robe, die so lang war, dass sie über seine Füße fiel und wie ein Brautschleier hinter ihm her über den Boden schleifte. Alle standen sofort auf.

Alle außer mir.

Wisst ihr, ich stand deshalb nicht auf, weil ich ... na ja, er brachte mich ein wenig aus der Fassung, als ich ihn so vor uns stehen sah.

Ganz zu schweigen davon, dass mir die Spucke wegblieb.

Ich meine, obwohl ich schätzte, dass ich seit ungefähr einer Woche im Hier war (ich versuchte, den Überblick nicht zu verlieren, indem ich zählte, wie oft ich schlafen ging, und jedes Mal als einen Tag wertete), hatte ich bisher den großen Meister, der in dieser Gegend auch als »Der Eine« bekannt war, bisher noch nicht zu Gesicht bekommen.

Und anscheinend hatte ich das immer noch nicht begriffen, denn die Cheerleaderin neben mir packte mich an meinem Blazer und zupfte unaufhörlich an meinem Ärmel, bis wir Seite an Seite dastanden. In Gedanken zischte sie mich an: *Was machst du denn, Mädchen? Stell dich gerade hin, damit Perseus dich mitzählen kann!*

»Perseus?« Ich starrte sie an, ohne zu begreifen, dass ich laut gesprochen hatte, bis der doofe Typ mit den fettigen Haaren und der Langweilerbrille, der direkt vor mir stand, sich umdrehte und dachte: *Pssst!*

Ich presste meine Lippen zusammen und richtete meinen Blick starr nach vorne, während mich das Gefühl beschlich, dass dieser Perseus-Typ mich ansah. Nachdem ich es gewagt hatte, mich kurz umzuschauen, stellte ich fest, dass ich mich nicht geirrt hatte. Aber er sah nicht nur mich an, sondern eigentlich alle. Irgendwie

schien er eine Art geistigen Anwesenheitsappell durchzuführen, was wahrscheinlich erklärte, warum alle sich von ihrer besten Seite zeigten.

Bis dahin hatte ich noch nie eine so große Gruppe von Schülern gesehen, die sich derart tadellos verhalten hatten. Vor allem nicht bei einer Versammlung wie dieser. Und ich konnte nur hoffen, dass das nicht immer so ablaufen würde. Dass wir uns nicht alle plötzlich in Engel und Heilige verwandelten, nur weil wir jetzt im Hier waren. Dass sich in dieser Menge zumindest ein möglicher Verbündeter befand, der ein wenig Herumblödeln ebenso sehr zu schätzen wusste wie ich.

Denn wenn das nicht so war, würde ich vor Langeweile sterben.

Ich war so in meine Gedanken versunken, dass ich es nicht einmal bemerkte, als die Musik einsetzte. Die Cheerleaderin stupste mich am Arm an und deutete auf Perseus, der jetzt auf dem Podium stand. Eine Elektrogitarre baumelte vor seiner Brust, und er forderte uns auf, alle im Chor den Song *You Can't Always Get What You Want* von den Rolling Stones zu singen. Er wiederholte den Refrain öfter, als ich ihn im Gedächtnis hatte, und spielte sogar noch einige längere Gitarrenriffs dazu, die ich mit Sicherheit noch nie auf den alten CDs meines Dads gehört hatte. Endlich war er uns gnädig und beendete den Song. Dann nahm er erfreut den tosenden Applaus entgegen und streifte umgehend seine Glitzerrobe ab. Darunter kam nur ein weiterer Hippie alter Schule zum Vorschein, mit verwaschenen Jeans,

einem alten T-Shirt von einem Rolling-Stones-Konzert und nackten Füßen.

Du hättest letztes Mal dabei sein sollen, als er mit uns Get Off of My Cloud gesungen hat, teilte mir die Cheerleaderin in Gedanken mit und drückte meine Schulter nach unten, um mir zu zeigen, dass wir uns jetzt wieder setzen sollten. Dann beugte sie sich zu mir vor und flüsterte: »Es dauerte ewig. Ich schwöre dir, er wartet nur auf den Augenblick, in dem Mick und Keith auftauchen werden – danach werden wir ihn nie wiedersehen.« Als sie sich dann zurücklehnte, lächelte sie so strahlend, dass ihr ganzer Körper plötzlich von einer herrlichen leuchtend grünen Aura umgeben war.

»Wie machst du das?«, fragte ich sie und ignorierte alle telepathischen Botschaften, die Perseus im Augenblick senden mochte. Stattdessen betrachtete ich ihre langen geflochtenen Zöpfe mit den hübschen bunten Perlen, die an den Enden baumelten, ihre großen braunen Augen, ihre vollen rosafarbenen Lippen und ihre dunkle Haut. Als ich ihren fragenden Blick bemerkte und sah, wie sie ihren Kopf zur Seite neigte, erklärte ich ihr in Gedanken, was ich meinte: *Du weißt schon, dieses Glühen. Wie machst du das?*

Sie kniff die Augen zusammen und musterte mich langsam und gründlich. Sie begann mit meinen Schuhen und ließ ihren Blick nach oben bis zu meinem Pony wandern, den ich zur Seite gekämmt hatte, so wie ich es vor Kurzem zum ersten Mal ausprobiert hatte. Gerade als sie bereit zu sein schien, mir eine Antwort zu geben,